



Aus Freude am Lesen

Es ist keine Liebe auf den ersten Blick, eher das Versprechen von Verlässlichkeit: zwei Menschen, einander nah und vertraut wie Geschwister. Diese Nähe ist so stark, daß sie die dunklen Seiten ihrer Liebe und Ehe, Untreue, ihre einander oft ausschließenden Obsessionen und sogar die scheinbar endgültige Trennung übersteht. Jetzt, lange Jahre später, sieht es so aus, als gäbe es die Möglichkeit, noch einmal ganz neu anzufangen. Da geschieht das Unfaßbare. Jerome stirbt. Verzweifelt versucht die verlassene Erzählerin, gegen die Realität des Todes aufzubegehren. Sie kämpft, als könnte sie den Toten zurückholen oder ihm wenigstens ein letztes Wort, ein Zeichen seiner Liebe abringen, sie beschwört die Glücksmomente wie auch die gegenseitigen Verletzungen in ihrer langen Liebesgeschichte. Den gesellschaftlichen Ritualen der Trauer, den Bemühungen der Verwandten, ihr die Bedeutung als Ehefrau abspenstig zu machen, steht sie wehrlos gegenüber. Und doch gelingt es ihr in der gemeinsamen Trauer mit der erwachsenen Tochter, die Beziehung zum Ehemann und zum Vater in ihrer ganzen Widersprüchlichkeit lebendig werden zu lassen.

ANNA MITGUTSCH, in Linz geboren, unterrichtete Germanistik und amerikanische Literatur an österreichischen und amerikanischen Universitäten, lebte und arbeitete viele Jahre in den USA. Zuletzt erschienen bei Luchterhand die Romane »Familienfest« und »Zwei Leben und ein Tag«.

ANNA MITGUTSCH BEI BTB
Familienfest. Roman (73349)
Zwei Leben und ein Tag. Roman (73844)

Anna Mitgutsch

Wenn du
wiederkommst

Roman

btb



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100

Das für dieses Buch verwendete

FSC®-zertifizierte Papier *Pamo House*

liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe November 2011,

btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München.

Copyright © 2010 by Anna Mitgutsch

Umschlaggestaltung: semper smile, München, nach einem

Umschlagentwurf von R·M·E., Roland Eschlbeck

Umschlagmotiv: © Frau am Meer, Öl auf Leinwand, 50 x 70 cm,

2007 von Gerd Sadzinski

Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck

MM · Herstellung: BB

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-74202-8

www.btb-verlag.de

Besuchen Sie unseren LiteraturBlog www.transatlantik.de/

I

Ein Tag im April

Wir hatten ein Haus am Charles River und einen Anteil an einem Sommerhaus auf Cape Cod. Wir waren in einem Abschnitt unseres Lebens, in dem die Jugend vorbei ist und das Alter noch nicht bedrohlich erscheint. Jetzt haben wir nichts mehr, was uns gemeinsam gehört, nur noch eine Bank im Public Garden. Bevor ich Boston endgültig verließ, beschloß ich, daß sie der Ort unserer künftigen Verabredungen sei. Wenn man von der Arlington Street den Park betritt, ist es die erste Bank auf dem Weg rund um den Swan Pond, die einzige ohne Lehne, und wenn ich auf ihr sitze, macht meine Vernunft dem magischen Glauben Platz, daß er zurückkommt, wenn die Kraft meines Wünschens nur stark genug ist. Dann schrumpft die ganze Stadt auf diese eine Bank zwischen den Weiden am Ende des Teichs, und ich sitze wie in einem Raum, der von einer anderen, dünneren Luft erfüllt ist, und bin in meiner Verlassenheit geborgen, als wäre ich der einzige Mensch auf diesem Planeten, und er säße so dicht neben mir, daß ich seine Nähe spüre. Hier gibt es keine Erinnerungen an Zwist und Verrat, hier sind nur die letzten kostbaren Stunden bewahrt, die wir zusammen hatten.

An unserem letzten Sonntag, dem letzten Tag im April, waren wir zum Brunch in Downtown Boston eingeladen. Wir saßen mit unserem Freund Philip und seiner um vierzig Jahre jüngeren Geliebten im ersten Stock des Four Seasons in einer

Fensternische, und gegenüber, im Public Garden, waren die Bäume voller Knospen kurz vor dem Aufspringen. Wir saßen lange dort und redeten über alles mögliche, das ich vergessen habe, auch den Witz über den Tod, den Jerome machte, habe ich vergessen. Er machte ständig makabre, bittere Scherze über den Tod. Aber ich habe nicht vergessen, daß nur das junge Mädchen darüber lachte. Hast du es auch bemerkt, fragte er mich beim Fortgehen, sie ist die einzige von uns, die sich noch sicher genug fühlt, daß sie über den Tod lachen kann.

Auf dem Weg zum Auto war ihm nicht wohl. Er stand eine Weile an eine Hauswand gelehnt, damit die Übelkeit vergehe, und rang nach Luft. Und ich neckte ihn wegen der vielen Hummerscheren, die er geknackt hatte, und was er wohl einer jungen Geliebten, wie Philip sie hatte, sagen würde, wenn er so hinfällig an einer Mauer lehnte, um das üppige Frühstück zu verdauen. Dann wechselten wir zum Park hinüber, langsam, Schritt für Schritt, auf seine Atemnot bedacht, ich ging neben ihm wie neben einem Rekonvaleszenten im Spitalsgarten und dachte an das Älterwerden, das vor uns lag, aber es erschreckte mich nicht an diesem Frühlingstag, an dem das Grün hell und jung war, die Magnolien entlang der Commonwealth Avenue und die Hartriegelsträucher an den Backsteinfassaden blühten und die Sonne auf dem Teich glitzerte.

Wir setzten uns auf die Bank und schauten zu, wie ein Schwanenboot voller Kinder ablegte und auf seinem großen Bogen über den Teich auf unser Ufer zuhielt. An unser Gespräch erinnere ich mich noch genau. Wir redeten über den Anfang unserer Ehe und was uns im Lauf der Zeit verloren gegangen war, wir erinnerten uns an Reisen und die Wochenendausflüge an den Walden Pond, als ich mit Ilana schwanger war, und an die Celebrity Series in der Symphony Hall, die wir damals abon-

niert hatten. Wir erinnerten uns an einen Klavierabend von Vladimir Horowitz in den siebziger Jahren und an eines der letzten Konzerte von Jacqueline du Pré und dachten zum zweitenmal an diesem Vormittag an den Tod. Wie schon seit langem nicht mehr machten wir Pläne. Wir nahmen uns vor, wieder regelmäßig Konzerte zu besuchen und im Sommer diesmal nicht nach Cape Cod zu fahren, sondern die drei Wochen im August im Acadia National Park in Maine zu verbringen. Er und Ilana waren einmal dort gewesen, als sie am Bard College studierte. Er hatte sie auf halbem Weg abgeholt, und sie waren nach Maine gefahren, nur er und sie. Es sei die schönste Reise seiner letzten zwanzig Jahre gewesen, sagte er oft.

Vorsichtig, zwischen den Sätzen, zeichnete sich ein neues Leben ab, wie das hauchzarte Gewebe eines leuchtenden Altweibersommers, ohne die Forderungen und Ausweichmanöver, die Ungewißheiten und das Warten auf später wie bisher. Du wirst sehen, sagte Jerome, es kann alles wieder so werden wie früher. Er redete, als hätten wir unendlich viel Zeit für einen Neubeginn. Ich wollte noch nichts mit allzu deutlichen Worten berühren, damit das Gespinnst nicht, wie schon oft zuvor, unter dem Gewicht vergangener Kränkungen zerrisse, aber ich spürte zum erstenmal seit Jahrzehnten die Gewißheit, daß es uns dieses Mal gelingen würde. Wir würden das gemeinsame Leben wieder aufnehmen. Jetzt kannst du loslassen, dachte ich, jetzt kannst du aufhören zu fürchten, daß ihr euch ohne Vorwarnung wieder entzweit. Jetzt wird alles so werden, wie es von Anfang an vorgesehen war, und es eilt nicht mehr. Denn was sind Wochen oder Monate, wo du Jahre auf diesen Augenblick, in dem eure Wege wieder zusammenfinden, gewartet hast?

Kannst du dir vorstellen zu bleiben? fragte er. Ein wenig länger als sonst, wenn du im Sommer zurückkommst?

Ich nickte.

Vielleicht sollten wir doch wieder heiraten? Er warf mir einen fragenden Blick zu. Ich muß ihn erschrocken angesehen haben, denn er sagte schnell und leichthin: Wegen der Steuern und so. Nach einer Pause fügte er hinzu: Es muß ja nicht schon in diesem Sommer sein.

Im November, sagte ich, komme ich für länger, vielleicht ein halbes Jahr, dann sehen wir weiter.

Im November, wiederholte er, als versuchte er sich an etwas zu erinnern, und legte seine warme breite Hand auf meine. Wir waren nach fünfzehn Jahren zueinander zurückgekehrt und waren nicht mehr auf der Flucht und auf der Suche, aneinander vorbei und voneinander weg. Ich ahnte nicht, daß seine Gelassenheit vielleicht Erschöpfung war und sein Bedürfnis nach Nähe die Angst vor dem Tod.

Später fuhren wir zum Flughafen, und er hielt kurz im Parkverbot. Wir umarmten uns, lange, und wenn ich mich jetzt genau erinnere, mit einer Spur Verzweiflung, aber vielleicht kommt es mir nur mit dem Wissen vom Ende her so vor, so als wollte er mich nicht fortlassen. Wir küßten uns, zärtlich, vertraut, ohne Verlangen, und Jerome flüsterte: Bis zum nächsten Mal, dann wollen wir auch wieder miteinander schlafen. Ich drückte ihm einen letzten Kinderkuß auf den Mund, wie bei jedem Abschied und jedem Wiedersehen, und lachte, und mit diesem Lachen ging ich weg, drehte mich an der Eingangstür noch einmal um und winkte, er stand am Heck seines blauen Toyotas und schaute mir nach, und während ich in der Abflughalle zum Check-In-Schalter ging, fühlte ich mich so jung und geliebt, als wäre ich zwanzig und wir hätten uns vor kurzem erst kennengelernt.

Das Flugzeug stieg in einen wolkenlosen Abendhimmel

auf, gab einen langen Blick auf den Hafen und die vertraute Skyline frei, auf den glitzernden Saum des Meeres, während die Küste sich im Dunst auflöste. Es flog über den langen gekrümmten Haken von Cape Cod in die Dunkelheit, wo nur mehr der Leuchtturm von Provincetown blinkte. Ich hielt mich mit den Augen an der Landschaft fest, als könnte ich das Flugzeug mit der Kraft meines Willens hinunterziehen, als könnte ich den Lauf der Dinge aufhalten, aussteigen, bleiben. Wir haben an jenem Tag so viel mehr gespürt, als wir wußten, aber wie immer haben wir unsere Gefühle und Ahnungen nicht ernst genommen.

II

Drei Tage im Mai

Ich hatte geglaubt, ich sei von früheren Verlusten her vertraut mit der Dunkelheit, in die man unter dem Griff des Todes Stufe für Stufe hinuntergezwungen wird, aber jedesmal ist es anders. Zuerst kommt das sich Aufbäumen, denn man stößt mit dem Tod zusammen und trägt die ganze Kraft des noch ungebrochenen Lebens in diese Kollision hinein. Es beginnt mit der Todesnachricht mitten an einem angenehm bedeutungslosen Tag, und man glaubt sie nicht, weil das Unvorstellbare noch keinen Platz im Leben hat. Man verrichtet etwas, das man normalerweise am Ende des Tages bereits vergessen hätte. Nun aber wird man sich das ganze Leben lang daran erinnern, daß man gerade das Geschirr gespült und mit halbem Ohr Radio gehört hat, aber jedesmal wird man es mit dem Schwindelgefühl vor dem Abgrund tun, der im nächsten Augenblick die vertraute Welt verschlingt.

Dad hat uns verlassen, sagt unsere Tochter, und trotz des transatlantischen Rauschens in der Leitung erkenne ich am Klang ihrer Stimme beim ersten Wort, daß etwas Schreckliches passiert ist. Aber ich verweigere mich dem Wissen.

Wie meinst du das? frage ich.

Dad ist gestorben, schreit sie mit erstickter Stimme, versteh doch, er ist tot!

Nein, sage ich. Nein, das kann nicht sein, wir haben doch gestern abend erst telefoniert.

Im Hintergrund höre ich die Katzen, sie miauen, als hätten sie tagelang nichts zu fressen bekommen. Füttert denn niemand die Katzen? frage ich in meinem verzweifelten Beharren auf einem normalen Alltag. Aber Ilana geht nicht darauf ein, sie ist schon weiter, vor ein paar Stunden hat sie die erkaltende Wange ihres Vaters geküßt.

Während ich mich noch mit aller Kraft gegen die Wahrheit stemme, beginnt bereits dieses sinkende Gefühl, als fiele mein Kopf mit allen Gedanken, danach mein Körper an mir vorbei in eine bodenlose Tiefe, und ich erwarte von der Überbringerin der Unheilsnachricht, daß sie mich rettet, daß sie sagt: Falscher Alarm, ich habe mich geirrt.

Der Tod gehört zum Leben, sagen die Leute, die keine Ahnung haben, weil es tröstlich klingt, aber es stimmt nicht. Er ist das Undenkbare, die uneinholbare, fremdeste Fremdheit, und deshalb sage ich im ersten Augenblick, in den ersten Stunden: Nein. Das kann nicht sein. Das glaube ich nicht. Als Ilana sagt, das Begräbnis ist übermorgen, denke ich: Jerome und Begräbnis, in einem Atemzug? Welche absurde Idee, das klingt, als sei es einer seiner makabren Scherze. Die anderen Sätze nehme ich widerstrebend hin, *zusammengebrochen*, *Spital*, ja, aber nicht *Begräbnis*. Andere Leute werden begraben, alte Leute, alles, nur nicht Begräbnis.

Was soll das heißen, übermorgen? frage ich verständnislos.

Das geht mir zu schnell, das ist zu nah und zu groß, es paßt in meinen Kopf nicht hinein, man muß mir Zeit geben.

Rabbi Schaefer macht das Begräbnis, sagt Ilana, und morgen ist Schabbat.

Jerome und Rabbi Schaefer? Eine weitere Absurdität. Ein ungläubiger Jude und ein frommer Rabbiner. Vor vielen Jahren, als wir nach Dedham zogen, gingen wir jeden Freitag

abend in eine andere Synagoge, aber wir konnten uns nicht einigen, wo wir uns als Mitglieder eintragen lassen wollten. Rabbi Schaefer's Schul gefiel Jerome, sie gab ihm das Gefühl, in seine Kindheit zurückzukehren, inmitten alter Männer, Emigranten aus Osteuropa, die Jiddisch in ihr singendes Englisch mischten. Die sind zumindest authentisch, sagte er, ein Betstiehl im Stetl, wie im neunzehnten Jahrhundert in the old country. Jerome kannte außer dem Kaddisch, das er zur Jahzeit seiner Eltern sagte, kein einziges Gebet mehr, und sein Hebräisch bestand aus den Resten seines Bar Mizwa Unterrichts vor fünfzig Jahren, aber das störte ihn nicht, er bewegte die Lippen und wiegte den Kopf, stand mit den andern auf und setzte sich mit ihnen, er war der Jüngste und verstand es, an ihre väterlichen Gefühle zu appellieren. Ich wollte nicht in der Frauenabteilung hinter einem Vorhang sitzen, deshalb fanden wir für die Hohen Feiertage eine liberale Gemeinde mit einer Rabbinerin. Hier beteten und sangen Männer und Frauen gemeinsam in einer modernen Synagoge, die Hunderte von Besuchern faßte, nur Jerome störte die Andacht, indem er mit boshafem Vergnügen sarkastische Bemerkungen vor sich hinhurmelte. Unter Seinesgleichen fühlte er sich als Außenseiter, er mißtraute ihrer Aufrichtigkeit. *Die Bourgeoisie erschrecken*, wie er es nannte, war ein Vergnügen, das er sich nie verkneifen konnte, wenn er sein Gegenüber humorloser Aufgeblasenheit verdächtigte. Aber wenn Rabbi Schaefer an einem Wochentag um die Zeit des Ma'ariv-Gebets anrief, und das kam immer öfter vor, weil seiner schwindenden Gemeinde die Männer wegstarben und keine jüngeren hinzukamen, stand Jerome sogar während des Abendessens auf und fuhr die kurze Strecke zur Synagoge. Warum machst du das, fragte ich? Weil ich ein Lamed Vav werden will, antwortete er halb im Scherz.

Jetzt erst trifft mich die volle Wucht der Nachricht. Mit der unsinnigen Gedankenverbindung *Jerome, Rabbi Schaefer* und *Begräbnis* steigt eine erste Ahnung der Endgültigkeit dessen, was geschehen ist, in mir auf. Sie kommt von Draußen, aus einer Welt hinter einer hohen undurchdringlichen Mauer, außerhalb des Menschlichen, unmenschlich. Es ist die erste Stufe auf dem langen Weg in die Nachbarschaft des Todes.

Sei tapfer, mein Schatz, sage ich zu Ilana, und weiß, daß es eine sinnlose Floskel ist, was ich da sage. Daß jeder Satz, der mir einfällt, mißlingen muß. Vor dem Tod verlieren die Wörter ihren Sinn, nur das Schweigen ist angemessen. Ich beneide sie um ihre Tränen. In mir breitet sich eine Kälte aus, daß mir die Zähne aufeinanderschlagen.

Ich glaube es nicht, nicht wirklich, aber wie ein Roboter, mit der Klarheit, die mich von mir selber abtrennt, tue ich, was notwendig ist, rufe Freunde an, rufe das Reisebüro an, hole den Koffer unter dem Bett hervor und weiß nicht, was ich hineintun soll. In meiner Vorstellung bleibt das Bild unangetastet, wie er am Logan Airport mit seinem Toyota an den Gehsteig heranfahren und aussteigen wird, um mich zu umarmen und zu küssen und den Koffer zu verstauen. Und während mein Verstand weiß, daß ich ankommen werde und er nicht da sein wird, erwartet eine blinde, unbelehrbare Gewißheit, die sich von mir losgemacht hat, daß es so sein wird wie immer.

Am Abend denke ich, du mußt essen, du hast seit dem Morgen nichts gegessen, es kommen schwere Wochen auf dich zu. Und weil ich aufbrechen und alles Verderbliche wegwerfen muß, stelle ich auf den Tisch, was im Kühlschrank ist, gebratenen Fisch und Avocados mit Eiern und Zwiebeln, aber die Avocados schmecken wie Sägespäne und der Fisch geht auf wie Hefe. Ich werde viele Tage nichts essen können, und

es wird Monate dauern, bis ich das, was ich hinunterwürge, wieder schmecken kann. Der Körper begreift schneller als das Bewußtsein. Der Körper ist in Aufruhr, er läßt keinen Schlaf zu, nicht eine Minute, will sich schier auflösen, von innen nach außen stülpen, er ist von einem unkontrollierbaren Zittern befallen, das Herz rast, als hetze man es zu Tode, selbst das Weinen ist ein krampfartiger Reflex.

Wir haben uns nicht auf Wiedersehen gesagt, sein letzter Satz am Flughafen begann mit *Next time*. Von nun an werden die zufälligen Dinge, die mir begegnen, zu Symbolen, sie bekommen eine unheimliche Bedeutung, aber sie verweisen nirgendwohin. Es ist Samstag, und ein Flugzeug der El Al steht neben der Lufthansa-Maschine, in der ich denselben Weg zurückfliegen werde, den ich vor wenigen Tagen gekommen bin. Obwohl ich weiß, daß es purer Zufall ist, der nichts bedeutet, reißt die Erinnerung einen Abgrund auf, vor dem mir schwindelt: Wir haben uns in einem El Al-Flugzeug kennengelernt.

Es war meine erste Reise nach Israel, ich flog einem Zwanzigjährigen nach, in dessen Gitarrespiel ich mich verliebt hatte und dem ich seither sehnsüchtige Briefe schrieb. Jerome und ich waren vor dem Check-In Schalter in Heathrow ins Gespräch gekommen. Er hatte mich mit seiner absurd spitzfindigen Berechnung der Wahrscheinlichkeit eines Flugzeugabsturzes zum Lachen gebracht. Aber keine Sorge, tröstete er mich, ich halte das Flugzeug schon mit der geballten Kraft meiner Konzentration in der Luft, nur schade, daß El Al keine kostenlosen Spirituosen ausgibt. Der breite, nachlässige Bostoner Akzent fiel mir auf, ich war an britisches Englisch gewöhnt. Und sein petrolfarbenes Hawaiihemd mit den Wassernymphen wirkte, als hätte er es darauf angelegt, lächerlich zu

erscheinen. Er war kleiner als ich, stämmig, ohne dick zu sein, und von einer Herzlichkeit, die keine Verlegenheit, aber auch keine erotische Spannung zwischen uns aufkommen ließ. Auf unseren Wunsch bekamen wir nebeneinander Sitzplätze. Ich erzählte ihm von Gary und daß er meine große Liebe sei und ich zu ihm wolle, daß es mir egal sei, ob er dort eine Freundin habe, denn wir seien füreinander bestimmt. Es fiel mir nicht auf, daß ich mich im selben Atemzug bitter über den Mann, den ich liebte, beklagte, er beantworte meine Briefe nicht, er schreibe mir kühle Aerogramme mit Listen von Dingen, die ich ihm schicken solle, Gitarresaiten, Noten, einen Rucksack, einen Schlafsack, Bücher.

Hat Ihr Bob Dylan in spe schon einmal etwas anderes für Sie getan, als Geschenke anzufordern? fragte Jerome.

Ich stutzte, verneinte, beeilte mich zu beteuern, daß mir das nichts ausmache.

Wenn ich das richtige Mädchen finde, sagte Jerome, dann wird sie meine Königin sein. Ich werde ihr alle Wünsche erfüllen und alles tun, um sie glücklich zu machen. Wie viele T-Shirts haben Sie denn mit? wollte er wissen.

Fünf, sagte ich.

Und wie viele Röcke, wie viele Sommerkleider, wie viele Paar Sandalen?

Nur die Jeans, die ich an habe, gab ich zu.

Sie müssen ihn verführen, riet er mir, aber nicht mit Gitarresaiten. Sie müssen sich hübsch machen. Sie können nicht davon ausgehen, daß Sie geliebt werden, bloß weil Sie da auftauchen und sagen, hier bin ich. Sind Sie überhaupt Jüdin?

Ich verneinte.

Auch das noch, rief er in gespielmtem Mitleid.

Ich ärgerte mich über seinen Spott und sagte, daß ich ihn

eigentlich weder um seinen Rat noch um seine Meinung gebeten hätte. Dann schwiegen wir. Als der weiße Sandstrand und die flachen Dächer von Tel Aviv in Sicht kamen, fragte ich ihn, wie er sich fühle. Wie Moses auf dem Berg Nebo, sagte er und lachte, aber in seinen Augen standen Tränen.

Wir verabschiedeten uns in der Ankunftshalle, einer großen provisorischen Baracke, die der Flughafen von Lod damals noch war, lange bevor er Ben Gurion-Airport hieß. Jerome schrieb mir die Adresse des Kibbuz auf, in dem er einen Sommer lang als Volontär arbeiten würde. Dort würde er sich verlieben, aber das ahnte er noch nicht, und obwohl diese Liebe nicht von Dauer sein würde, sollte sie eine lebenslange Sehnsucht hinterlassen.

Just in case, sagte er und drückte mir den Zettel in die Hand: Wenn Sie etwas brauchen.

Im Unterschied zu Gary, dem ich mich aufdrängte, vergeblich, wie sich bald herausstellen sollte, strahlte Jerome eine unerschütterliche Verlässlichkeit aus. Ich wäre gern ein wenig länger in seinem Schutz weitergegangen, als wir unvermittelt in die blendende Hitze eines israelischen Juninachmittags hinaustraten. Ich schrieb ihm meine Adresse in Yorkshire auf: Für den Fall, daß Sie in nächster Zeit wieder einmal nach England kommen.

Ein unwahrscheinlicher Fall, sagte er und lachte, aber er nahm den Zettel.

War es Liebe auf den ersten Blick? hatte Ilana ihren Vater einmal gefragt. Auf den zweiten, hatte er diplomatisch geantwortet. Auf mich wirkte er wie der große Bruder, den ich mir immer gewünscht hatte, von dem man sich mit einem freundschaftlichen Klaps verabschiedet, ohne sich fragen zu müssen, ob er danach noch an einen denkt.

Noch bevor wir einander liebten, waren wir einander wie Geschwister vertraut.

Wo wollen Sie jetzt hin? fragte er.

Zum Busbahnhof, sagte ich.

Werden Sie das schaffen, ganz allein?

Klar, prahlte ich. Sie haben keine Ahnung, wo ich schon überall war.

Na dann, viel Glück! Er ließ mich stehen und stieg in den Kibbuz-Jeep, der auf ihn wartete. Aber aus dem Fenster des anfahrenen Autos winkte er mir noch einmal zu.

Der Anfang unserer Liebe war noch Jahre entfernt, Liebschaften und Trennungen von Männern, an die ich mich nur mehr undeutlich erinnere, liegen dazwischen. Es war eine flüchtige Bekanntschaft im Flugzeug, wie man sie ständig macht, wenn man jung und neugierig ist.

Es ist Schabbat und das El Al-Flugzeug wird heute am Boden bleiben. Will Jerome mich mit dem Anblick trösten, frage ich mich, will das Unheimliche, das in mein Leben eingebrochen ist, mir bedeuten, daß alles, was damals begonnen hatte, nun zu Ende gegangen ist? Es ist ein Zufall, sage ich, es gibt keine Botschaft.

*

Der Ausläufer eines Hurrikans fegt über Massachusetts hinweg und verzögert die Landung. Warum kribbelt diese Ungeduld anzukommen in mir, so als dürfe ich Jerome nicht warten lassen? Seine Gegenwart füllt mich so vollkommen aus, als flöge ich zu unserer Hochzeit. Aber nicht an unsere eigene Hochzeit erinnere ich mich, sondern mir fällt die junge Frau ein, neben der ich bei meinem ersten Flug nach Ame-

rika saß. Sie war neunzehn und flog zu ihrem Verlobten nach Texas. Den ganzen Raum zu ihren Füßen nahm ein großes, altmodisches Radio ein, ein glänzender brauner Kasten mit Stoffbespannung und einer Reihe gelblicher Tasten. Mit diesem Ungetüm war sie auf Shannon Island in das Flugzeug der Air Icelandic umgestiegen, und in New York würde sie noch einmal umsteigen. In Texas würde sie draufkommen, daß das Radio mit einer anderen Netzspannung nicht funktionierte. Was wohl aus ihr geworden ist, denke ich flüchtig, auch sie ist inzwischen sechzig. Meine Gedanken springen nervös hin und her und lassen sich auf nichts ein, ein wilder Schwarm in meinem Kopf.

Ilana und Jeromes Bruder Harold holen mich ab, wir umarmen uns schweigend, tränenlos, geschlagen, wie nach einem verlorenen Kampf. Ein Regenguß nach dem anderen stürzt vom Himmel, und es ist kalt. Wir fahren durch eine sich in Nebel und Regen auflösende Landschaft zu einem leeren Haus. Der Schwager redet von Vorbereitungen, in weniger als vierundzwanzig Stunden wird ein Begräbnis stattfinden, es klingt wie ein briefing, die zusammengefaßten Informationen zu einer bevorstehenden Konferenz, und mein Kopf nimmt die Einzelheiten nicht auf, sie gehen im Rauschen des überfluteten Highway unter. Wenigstens für Ilana sollte ich die richtigen Worte finden, aber ich habe eine unerklärliche Scheu vor ihr. Sie sitzt schweigend auf dem Rücksitz und hat ihre Hand auf meine Schulter gelegt. Gut, daß du da bist, sage ich, und halte die Hand fest, die noch immer zart und glatt wie eine Mädchenhand ist. Ihr Verlust ist der größte, denn sie stand Jerome am nächsten, von klein auf. Die Anhänglichkeit war gegenseitig und von keiner Krise, keinem Zweifel und keinem Verrat getrübt. Ich erinnere mich an eine Fourth of July-

Parade, als Ilana elf Jahre alt war, sie hatte genug gesehen und wollte heim, aber Jerome war einen ganzen Häuserblock weit von uns entfernt und hinter den Absperrungen drängten sich die Menschen. Ruf ihn, sagte ich zu ihr. Dad, rief sie mit ihrer hellen Kinderstimme, nur diese eine Silbe, und er drehte sich ohne zu zögern nach dieser Stimme um, als wäre es der einzige Name, auf den er je gehört hatte. Hunderte Kinder waren auf der Straße und lärmten, aber er hörte ihre Stimme unter allen andern heraus. Es gab nur einen Menschen, der mit dieser vertrauten Silbe nach ihm rufen konnte. Für die beiden war es eine Selbstverständlichkeit gewesen, nur ich erinnere mich daran als einen der schönsten Augenblicke unserer gemeinsamen Jahre. Wenn ich sie ansehe, finde ich Jeromes Züge in ihrem Gesicht, seine graugrünen, tiefliegenden Augen, die schmale, gerade Nase, das Kinn mit dem Grübchen.

Später erzählt sie mir von den Stunden, als der Tod ihres Vaters in ihr Leben einbrach: der Anruf seines Freundes Leslie, Jerome sei zusammengebrochen und ins Mass General Hospital gebracht worden, ihre überstürzte Fahrt zum Spital, wie sie in einen Stau geriet und das Auto entlang der Route 128 auf einem Parkplatz des Pendlerzugs stehenließ und dann mit der Subway weiterfuhr und sich seither den Vorwurf mache, sie wäre vielleicht mit dem Auto schneller vorangekommen und hätte ihn noch lebend angetroffen. Wie in der dichten Menge des Subway-Waggons ihr Handy läutete und Leslie sagte, das Schlimmste sei eingetreten, und sie verständnislos fragte: Was ist das Schlimmste? Und daß sie noch mehr Zeit verlor, weil sie die Notaufnahme nicht gleich fand. Wie ihr Vater dagelegen sei, als schliefe er, die Kanüle noch im Arm, in seinen Händen ein Rest von Wärme, aber die Wangen kalt. Ich weiß nicht, ob seine Finger noch beweglich waren, sagt sie. Leslie, sein alter

Freund, war da und Louise, sie habe sich als seine Verlobte ausgegeben, damit man sie hineinließe. Ich reagiere nicht, lasse sie erzählen. Ich habe das Sch'ma Jisrael für ihn gesagt, flüstert sie weinend, weil ihm ja doch keine Zeit mehr blieb, es selber zu sagen. Es ist alles so unwirklich, sagt sie.

Keine fünfzig Stunden sind vergangen, seit Jerome das Haus zum letzten Mal verließ, aber es sind nicht mehr dieselben Räume. Die Stöße von Büchern, Zeitschriften und Aktenordnern, von Zetteln in Kartons und Schachteln entlang der Wände, die von Zeit zu Zeit drohten das Wohnzimmer und das Arbeitszimmer von den Rändern zur Mitte hin zuzuwuchern, sind sauber aufeinandergeschichtet und zum Teil verschwunden. Aber es sieht nicht aufgeräumt aus, es sieht wie der Schauplatz einer Katastrophe aus, nachdem die Aufräumtruppe ihn verlassen haben, ein Ort in seiner entseelten Nacktheit.

Fühl dich wie zu Hause, sagt mein Schwager, und läßt mir den Vortritt ins Wohnzimmer.

Ich *bin* hier zu Hause, ich war gerade vor einer Woche noch da, antworte ich und verstehe nicht, was er meint und warum er sich als der neue Hausherr fühlt.

Meine Schwägerin Emily kommt uns zur Begrüßung nicht entgegen, sie sitzt vor einem großen Karton und sortiert Papiere, legt die einen in Stapeln auf dem Tisch ab und wirft andere in einen schwarzen Müllsack. Sie läßt sich kurz meine Umarmung gefallen und wendet sich wieder ihrer Arbeit zu. Sie begegnet mir mit einer Fremdheit, fast Feindseligkeit, die ich nicht erwartet hatte. Statt angesichts des Schreckens zusammenzurücken, wenden sie sich von uns ab, als wollten sie ihre Trauer nicht mit uns teilen. Eifersüchtig wachen sie über ihren Status als Hinterbliebene, es ist etwas Exklusives an ihrer Trauer.

Wer hat ihr erlaubt, sich an seinen Papieren zu schaffen zu machen? frage ich Ilana leise.

Sie zuckt die Achseln. Laß sie, ich habe es ihnen erlaubt, irgendwer muß es ja tun.

Sieht es nicht schon viel netter aus? fragt Harold.

Leerer, sage ich.

Wollen wir zum Abendessen ausgehen oder sollen wir etwas zum Essen holen? fragt Ilana.

Wir brauchen Abstand und Zeit für uns selber, erklärt Harold, am besten, ihr kauft für euch beide ein. Wir wohnen im Hotel.

Wir sehen uns an, keine will in den Wolkenbruch hinaus. Wir werden im Kühlschrank schon etwas Eßbares finden, beschwichtige ich sie. Ich kann ohnehin seit zwei Tagen nicht essen.

Ich auch nicht, sagt Ilana, ich habe eher an euch gedacht.

*

Hast du gewußt, wie schlecht es ihm geht? fragt Ilana am Abend.

Wenn wir allein sind, reden wir deutsch. Ich habe von Anfang an mit ihr nur deutsch gesprochen, und sie wechselt akzentfrei und ohne zu überlegen vom Englischen ins Deutsche, in beiden Sprachen gleichermaßen heimisch. Wir reden von Jerome in der Gegenwartsform, als könnten wir ihn so davor bewahren, tot zu sein.

Er hat es gewußt, sage ich, und er hat es niemandem gesagt, aber ich hätte es trotzdem wissen müssen.

Ich erinnere mich daran, wie oft er im Gehen stehenblieb und nach Luft rang, an seinen verzweifelten Blick am Fuß

jeder steilen Treppe, oder wenn er sich aufs Sofa fallen ließ und sich an die Brust griff, beschwichtigend abwinkte: Warte einen Augenblick, es geht gleich wieder. Kaum jemand hat so oft über den Tod geredet, über ihn Witze gemacht wie Jerome. Ein Abwehrzauber, eine Weigerung, den Vorgängen in seinem Körper, die ihn ängstigten, Macht zu geben. Wie groß muß seine Angst gewesen sein. Er muß es gespürt haben, als das Wasser von seinen schmerzenden, geschwollenen Beinen in die Lungen stieg und das Herz überschwemmte. Aber niemandem beschrieb er seine Symptome, mir nicht, seinem Arzt nicht, er wehrte jede anteilnehmende Frage ungeduldig ab, obwohl er immer öfter mit einem nach innen gekehrten Blick auf dem Sofa saß, ganz still, als horche er einer Stimme tief im Innern nach.

Ich habe ihn mit seiner Angst allein gelassen, sage ich leise.

Du hättest ihn zum Arzt schicken sollen, sagt Ilana vorwurfsvoll.

Das habe ich doch immer wieder, wehre ich mich, aber er war stur und uneinsichtig. Er wollte sterben wie ein existentialistischer Held, nicht dahinsiechen, sondern dem Tod trotzen, durch seine Weigerung, ihn anzuerkennen. Er war dem Leben und seinen Genüssen so zugetan, daß Krankheit und Tod ein Scheitern bedeutete, das er nicht ins Auge fassen wollte, er tat, als gäbe es das nicht. Mein Blick fällt auf das Foto einer blonden Frau in der Durchreiche zwischen Küche und Eßzimmer.

Ilanas Augen sind meinem Blick gefolgt: Kennst du die?

Wer hat das Foto da hingelegt? frage ich.

Ilana insistiert auf einer Antwort: Tante Emily meinte, man müsse herausfinden, wer sie ist und sie verständigen.

Ich schüttle den Kopf und reiße das Foto in der Mitte durch,



Anna Mitgutsch

Wenn du wiederkommst

Roman

Taschenbuch, Broschur, 272 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-74202-8

btb

Erscheinungstermin: Oktober 2011

Das berührende Porträt einer wechselvollen, intensiven Liebe

Sie wollten vernünftig lieben, mit Maß und Respekt. Leidenschaftlich und doch voller Achtung für die Freiheit des anderen. Ein ganzes Leben haben Jerome und die namenlose Erzählerin gebraucht, um ein Liebespaar zu werden, das den eigenen hohen Ansprüchen genügt. Doch dann stirbt Jerome plötzlich, und die Erzählerin versucht mit einer eindringlichen, bewegenden Totenklage, das Versprechen eines Neuanfangs einzulösen, über den Tod hinaus. Gegen die oft unfreiwillig komischen gesellschaftlichen Rituale des Trauerns, gegen die Verwandtschaft, die sie nie als die »Lebensfrau« Jeromes akzeptieren wollte, gelingt ihr das wahrhaftige Porträt einer von Enttäuschungen und Verletzungen nicht verschont gebliebenen, lebenslangen, großen Liebe.



[Der Titel im Katalog](#)